



Niederrheinische
Unterhaltungen.

IV. Heft.

Monat April.

1789.

Wesel

bey Franz Jakob Röber, Buchh.

Oben dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stücks im Dezemb. bezahlt wird, ist 1 Rthl. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rthl. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

I n h a l t.

	Seite
1. Nachtrag zu dem Versuch einer Charakteristik der Feinen im Herzogthum Berg.	209
2. Anfrage. (Eingesandt.)	222
3. Hohe Sitten und Denkungsart unserer Voreltern. Aus einer alten Chronik	224
4. Anrede an die deutschen Einwohner in Nordamerika.	225
5. Königl. Preuss. Cabinettsordre die erneuerte Feyer des Himmelfahrts-Tages betreffend	240
6. Anrede an die deutschen etc. (Beschluß.)	241
7. Die Clevische Union vom Jahr 1489 verglichen mit 1789. von S***.	246
8. Schreckliche Gefahr bey einer zu prompten Justiz. (Aus dem Französischen.) v. E.	250
9. Ueber die beste Art der Behandlung Sektirischer Christen. (Zwey Cabinettsbefehle Friedrichs des Großen.)	257
10. Einige Züge aus dem Charakter der Indianer. von v. S***.	261
11. Ein paar Beyträge zur Naturgeschichte, von v. S***.	266

Niederrheinische Unterhaltungen



1789. IV. Jahrgang.

Viertes Heft. April.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

I.

Nachtrag zu dem Versuch einer Charakteristik der Feinen im Herzogthum Berg.

An die Herausgeber.

Sie haben, M. H. gegen das Ende des abgewichenen Jahrs ein eben so nütliches als wohlgerathenes Stück geliefert, da Sie a) die Blöße der Feinen im Herzogthum Berg zu zeigen sich bemüht haben. Alles was Sie von N. U. IV. Jahrg. Bl. 14

Dies Compliment gebühret nicht uns, sondern dem Verfasser des oben erwähnten Versuchs einer Charakteristik.

D. S.

dieser Sekte sagen; ist nur äußerst gelinde b) gegen die Gedanken, welche der große Friederich in seinem 107ten Brief an Voltaire darüber äußert: „In Frankreich giebt es Convulsionäre, in Holland Feine und unter uns Pietisten. Der gleichen Menschenarten wird es geben, so lang die Welt steht; so wie es in den Wäldern unfruchtbare Bäume und unter den Bienen Wespen giebt.“ c) Diese letzte Aeußerung des großen

b) Sonderbar! Eben das, was der Verfasser der in No. 1 des vorigen Monats enthaltenen Beleuchtung z. für etwas erklärt, das der Liebe, der Nachsicht, der Toleranz und dem Geist Christi zuwider sey, eben das erklärt der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes für äußerst gelinde — Ein neues Beispiel, wie hoch ein und eben dieselbe Sache so verschiedenlich beurtheilt werden kann.

D. S.

c) Als eine ausführlichere Probe, wie dieser große König und Menschenkenner über diese Leute, und überhaupt über das, wodurch sie sich unterscheiden, über Absonderungen und Conventikeln, über Frömmelney und Aberglauben dachte, mag folgendes Cabinetsschreiben und ein Privatbrief d. selben hier nicht am unrechten Orte stehn:

„Nachdem Se. Königl. Majestät in Erfahrung gebracht, daß der hiesige Prediger Schubert zeither in seinem Hause wöchentlich gewisse Versammlungen unter dem Namen von Erbauungsstunden gehalten/ Se. Majestät aber aus bewegenden Ursachen dergleichen Privatversammlungen in Partikulierhäusern nicht so weniger gestatten wollen, weil dadurch nicht nur allerlei Trennungen um Uneinigkeiten

Her. Königs und besonders die darin von demselben gewählte Vergleichen; sind mir sehr merkwürdig und auffallend gewesen. Es sey mir

D 2

vergönnt,

unter den Gemeinen zu besorgen, sondern auch dergleichen schon zu Zeiten Deso Herrn Vaters U. M. gänzlich verboten worden, wie die Exempel davon mit dem Prediger Schinemeyer zu Stettin und dem Prediger Fuhrmann in Berlin noch in frischem Andenken sind; So befohlen Se. Majestät erwähntem Prediger Schubert hierdurch, die Privatversammlungen in seinem Hause einzustellen und diejenigen, welche solche frequentiren, anzuweisen, ihre Erbauung in den öffentlich dazu bestimmten Kirchen abzuwarten. Diese zu befördern, erlauben Se. Königl. Majestät, daß wenn die beyden dazu angeetzten Tage, in welchen der Gottesdienst in der Kirche, bey welcher der Prediger Schubert angeetzt ist, zur Erbauung der Gemeinde nicht zureichend seyn sollten, noch einen Tag in gemeldter Kirche dazu aus- und angeetzt werden könne. Wonach sich der Prediger Schubert zu achten. Potsdam den 23ten November. 1742.

Friedrich.

Nicht minder merkwürdig ist folgender Privatbrief deselben an d'Alembert von einem noch jüngeren Datum; nemlich vom Mai 1782.

Schmeicheln Sie sich nicht mit der angenehmen Vorstellung, als ob wir zu dem Zeitpunkt gekommen wären, daß die Vernunft über die Menschen herrsche. Erinnern Sie sich, daß vor nicht gar langer Zeit ein deutscher Fürst Meise auf dem Leibe seiner Gemahlin

vergönnt, hierüber noch einige meiner Gedanken vorzutragen. Gerade diese beyde Vergleichen enthalten meiner Meinung nach einen in ganz wenig Worten abgefaßten, wesentlichen Beitrag zur Charakteristik derjenigen Leute, wovon hier die Rede ist. Beyde Vergleichen sind auch vollkommen richtig und wohl gewählt. Die erstere, da er sie mit unfruchtbaren Bäumen vergleicht, findet selbst ihren Grund in der Bibel und die andere von den Wespen hergenommen, gründet sich auf die Erfahrung.

Schon Christus, dieser untrügliche Kenner der Menschen und ihrer Herzen sagte von den Feinen und Pietisten seiner Zeit, den Pharisäern: d)

Kann

lesen les, in der Zuversicht, daß sie davon schwanger werden würde. Ferner müssen Sie wissen, daß in Sachsen eine Sekte ist, die sich damit abgiebt, Geister zu citiren. Hören Sie weiter: die Freymäurer haben in ihren Logen eine frömmelnde Sekte, die noch abgeschmackter ist, als alle schon bekannte Sekten, und das will doch viel sagen. So sind wir arme Menschen und so werden wir bleiben, bis an der Welt Ende. Thorheiten, Fabeln und überhaupt alles Wunderbare siegt immer über Vernunft und Wahrheit.

Friedrich.

d) Niemand wende mir ein, die Pharisäer seyen keine Feine und Pietisten gewesen — Separatisten waren sie freylich nicht, sondern gerade das Gegen-

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, und Feigen von den Disteln? Math 7. 16. Auch der eifrige Strafprediger Johannes der Täufer redete mit Anwendung auf eben diese von unfruchtbaren Bäumen, denen die Axt schon an die Wurzel gelegt sey. Math 3. 10. Und so wäre dann die erste Vergleichung hinlänglich gerechtfertigt.

D 3

Die

theil. Aber nach dem Sprachgebrauch versteht man, wie auch in dem Versuch der Charakteristik, Seite 345 ganz richtig gesagt wird, unter Feigen überhaupt alle und jede, die sich durch gewisse Ausschüteleyen — oder auch nur durch eine strengere Enthaltbarkeit von unschuldigen Gebräuchen, oder durch ähnliche auf Religion Bezug habende Dinge von andern Menschen unterscheiden. Wer sieht nicht, daß dies auch genau auf die Pharisäer zu den Zeiten Christi paßt? Durch Pietisten insbesondere versteht man diejenigen, die sich ganz eigene Begriffe von Frömmigkeit machen, und nach diesen Begriffen sich selbst für frömmere und besser halten als andere Menschen. (Siehe Charakteristik Seite 354 ff.) War dies nicht auch ein unterscheidender Zug an den Pharisäern? Man sehe unter andern Luc. 18. v. 9 ff. — Uebrigens verbitte ich mir alle Art von Consequenzmacherey, besonders den Vorwurf, wozegen ich recht sehr protestire, als ob ich hiemit alle und jede Arten von Feigen hätte für Pharisäer erklären wollen.

Anmerkung des Verfassers.

Die andere findet in der Erfahrung ihren Grund. Die Wespen haben bekanntlich sehr spitze giftige Stacheln, womit sie einen jeden stechen und verwunden, der ihnen und besonders ihrem Nest zu nahe kömmt, daher es auch ein bekanntes Sprüchwort ist, daß man sagt: In ein Wespennest stechen, wenn man anzeigen will, wie gefährlich es oft sey, gewissen Personen und Classen von Menschen die Wahrheit zu sagen.

Gewiß paßt dieses Sprüchwort auch sehr genau auf die Feinen. e) Diese machen es eben so wie die Wespen. Ein Beweis davon ist unter andern der dem Schluß der Charakteristik angehängte Brief des Separatisten W*.

Der Schulmeister D. von dem in diesem Briefe die Rede ist, hatte eine Zeitlang mit einer Wittwe

e) Leider hat das der Verfasser der Charakteristik auch erfahren. So behutsam und vorsichtig er sich auch ausgedrückt, so sehr er auch allenthalben seine Schilderungen nach der strengsten Wahrheit entworfen, und so sehr er sich auch bemüht hat, allen ungleichen Auslegungen und falschen Consequenzen vorzubeugen, hat er doch dem gewiß harten — obgleich freylich noch unbewiesenen — Vorwurf eines Mangels der Liebe, der Sanftmuth, Toleranz und der Entfernung von Geist Christi nicht entgehen können — Wie es dem Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes gehen wird? ob er nicht selbst einen neuen Beweis von der Wahrheit jenes Sprüchwortes abgeben wird, das wird der Erfolg zeigen.

D. S.

we in Unkeuschheit gelebt und doch dabey, so lange dieser verbotene Umgang verborgen blieb, die Rolle eines Heiligen gespielt. Es war natürlich, daß die Sache, so bald sie durch die Schwangerschaft der Wittwe ruchtbar ward, ein großes Uergerniß verursachte, und gewiß hatte das Publicum Ursache, sein Mißfallen daran deutlich zu erkennen zu geben, zumal, da die Verföhrte eine Wittwe, und zugleich Mutter von andern Kindern, und der Verföhrer ein Schullehrer war.

Nichts bestoweniger nimmt ihn der Separatist W* dergestalt in seinen Schutz, daß er nicht allein seinem Vergehen das Wort redet, sondern nun auch alle diejenigen, welche jenen unzüchtigen Umgang für ein großes gegebenes Uergerniß hielten, für unbescheidene, freche, blinde und geistlose Namchristen erklärt. Und diesen wesenartigen Ausfall will er noch mit dem bekann- ten Ausspruch Christi: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein &c. rechtfertigen. Christus hat doch gewiß mit diesem Ausspruch dergleichen Sünden nicht rechtfertigen noch beschönigen, und eben so wenig lehren wollen, daß man die offenbare Sünden derer, die ein öffentliches Uergerniß geben, gutheißen, oder nicht einmal sein Mißfallen daran zu erkennen geben solle. Die Pharisäer, zu denen Christus jene

Worte sprach, besonders die so genannten Zeloten unter ihnen, waren nach dem eignen Zeugnis des jüdischen Geschichtschreibers Josephus (Buch 4. Cap. 9) meistens „Leute, die da raubten das Kostbarste, was sich in den Häusern der Reichen fand, ohne damit noch ihren Geiz zu befriedigen; Menschen umzubringen und Weiber zu schänden, sahen sie als einen Scherz an, sie trieben Laster, die einen Abscheu erregen und erfüllten Jerusalem mit so vielen Schandthaten, daß diese große Stadt nichts anders mehr zu seyn schien, als ein großes Hurenhaus.“ Da nun Leute dieser Art sich zu Anklägern einer Verbrecherin aufwarfen, ste auch diese Anklage nicht aus Abscheu gegen das Verbrechen, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern bloß in der Absicht, Christo einen Fallstrick zu legen, vorbrachten; so konnte ihnen wohl keine bessere und treffendere Abfertigung gegeben werden, als die Antwort: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. 1c. Eben diesen Ausspruch aber nun auf jeden unbescholtenen Menschen anwenden wollen, der über das offenbare und erwiesene Vergehen eines andern, über ein wirkliches und öffentliches Vergehen sein Misfallen bezeuget, das heißt doch wohl nichts anders, als die Bibel offenbar mißbrauchen und ihre Aussprüche mit den Haaren herbeiziehen.

Was läßt sich nicht sonst noch aus den Aeußerungen des Mannes schließen, der sich nicht scheut, gradezu zu erklären, daß er den Mstr. D. nach Begehung dieses Aergernißes noch lieber habe als zuvor? — Was soll man besonders davon denken, daß er seinen beyden Correspondenten, dem Prediger N* und Mstr B*. (welche zu der Zeit beyde, so wie auch der Verfasser des Briefes selbst, noch unvetheyrathet waren) bey Gelegenheit es deutlich machen wil, was für ein Geheimnis unter jener Unzucht des D* verborgen liege? — Sollte etwa das Geheimnis gar darin bestehen, daß Mstr. D* mit seiner Gesellschafterin einen so heiligen Saamen, wie dito Loth zu erwecken, aus Geistes Antrieb sich geübungen gefunden habe? — Kurz der ganze Brief ist in jeder Rücksicht ein wahres Aktenstück zur Belegung des durchaus unmoralischen Systems dieser Sekte. Der Mann affectirt darin die Frömmigkeit auf eine recht pharisäische Art: Wir sind nicht wie andre Leute. Er mißbraucht die Bibel und ihre Aussprüche, die er mit den Haaren herbenzieht. Er macht aus groben Lastern Kleinigkeiten, ja er redet ihnen so gar das Wort, und stellet sie wol selbst als Mittel zu höheren Geistesvollkommenheiten vor. Endlich setzt er sich selbst auf den Richterstuhl und verurtheilt nicht nur alle, die ihr Mißfallen an dem verübten Laster bezeugen, zu Unchristen, sondern

weissagt

weissagt überdem mit prophetischer Stimme ihr Unglück, daß ihnen über kurz oder lang die Steine der Rache auf den Kopf fallen werden.

Gott verhüte, daß dergleichen Religionsprinzipien, wie sie in diesem Schreiben des W* so unverhohlen offen gelegt sind, ja allgemein, oder gar öffentlich vorgetragen werden. Wie würde es dann um das Sittenverderbniß, das diese Scheinheiligen sonst gewöhnlich so zu beseufzen pflegen, tausend und aber tausendmahl schlimmer aussehn, als jetzt, da Gottlob! noch diejenige Moral gepredigt wird, die wir Math. 5. 28 und Hebr. 13. 4 zur Vorschrift finden, und die ihres erhabenen Urhebers und seiner großen Apostel so würdig ist — =

Mit Rücksicht auf die beyden anderen der Charakteristik angehängten Originalbriefe muß ich Ihnen nun auch noch etwas mittheilen, was als ein noch ganz neuer Belag zur Bestätigung dessen dienen kann, was der Verfasser der Charakteristik ganz richtig von der Zuverlässigkeit angemerkt hat, die ein Prediger im Bergischen in den meisten Fällen von der auf ihn fallenden Wahl, schon voraus, ehe dieselbe noch gehalten ist, haben kan, und wirklich hat. In G*** wurde vor kurzer Zeit eine neue Predigermahl gehalten, und daß das Loos den Prediger K**

zu W** ganz gewiß treffen würde, davon war man schon lange vorher so gewiß überzeugt, daß das Wahlcollegium wegen seiner so ganz genauen Verbindung und mit Anspielung auf den Namen des zu Wählenden in öffentlichen Gesprächen scherzweise mit einer zusammenhängenden Schnur Korallen verglichen wurde. Auch der zu wählende Prediger selbst hatte von dem Ausgang der Wahl für seine Person so viel Gewißheit, daß er am Tage der Wahl zwey Schinken kochen ließ, welche bey Ueberbringung der frohen Nachricht die Boten zu ihrer Erquickung vorfanden, wodurch sich dann dasjenige völlig bestätigt, was der Verfasser der Charakteristik behauptete, nemlich, daß das Vorhersehen und die Gewißheit in dergleichen Fällen nicht auf vorgespiegelten geheimen Geisteseingebungen, sondern auf guten menschlichen Versicherungen beruhe.

Gleichwohl hat sich auch bey dieser Gelegenheit viel Heuchelen mit ins Spiel gemischt. Was soll man z. B. davon denken, daß der Prediger, der die Wahl dirigirte, in der vorabgehenden Predigt das weise Betragen des Wahlcollegiums öffentlich rühmte, und ob er gleich selbst, wie man zuverlässig weiß, unter der Hand fleißig für das erwähnte Subjekt mitgewürkt hat, dennoch dem Wahlcollegium, zu dem er selbst mitgehört, in
Der

der Wahlpredigt die nachdrückliche Erinnerung gab, nach geendigter Wahl ja nicht zu sagen: Sie seyen es, die den Mann gewählt hätten, sondern, Gott sey es, der der Gemeine diesen Hirten nach seinem Herzen gegeben habe. f) *Risum teneatis amici* — ist hier zu wenig gesagt. Mein man kan sich eines gerechten Unwillens dabey nicht enthalten, und muß mit Luther die alte Klage wiederholen:

„ O Gott der theure Name dein
 Muß ihrer Schalkheit Deckel seyn. “

Von dem Menschlichen dessen so viel bey diesem Geschäfte mit untergelaufen, oder richtiger zu sagen, dieses ganze Werk dirigirt hat, verdient auch folgendes noch bemerkt zu werden.

An dem angeführten Ort hat der Kirchenmeister der Stadt, das ungewöhnliche Prærogativ, daß er bey einer Predigerwahl aus den verschiedenen Vierteln der Stadt sechs stimmende Glieder ernennet, die mit den übrigen, deren in allem ohngefähr vierzig Personen sind, den neuen Seelenhirten erkiesen. Auf diese Art hat also ein

f) Daß sich der gute Prediger in diesem Stück mächtig geirrt habe, hat auch nachher der Ausgang gewiesen, indem der erwählte Prediger N. den Beruf wirklich ausgeschlagen hat.

ein Mann mit seinen Creaturen, die er sich nach Wohlgefallen schafft, und die es sich hinwiderum zu einer besondern Ehre rechnen, so hervorgezogen zu werden, auf den Ausschlag der Wahl ein sehr großes Gewicht. Dieses vorzugs hat sich auch der gegenwärtige Kirchmeister der Stadt auch dergestalt zu bedienen gewußt, daß ohngesachtet schon zwey nahe Verwandte von ihm im Consistorio folglich auch im Wahlcollegio waren, er oben drein noch drey der allernächsten, die er nur haben konnte (es waren Schwiegervater und Bruder) zu stimmenden Gliedern ernannt hat, so daß also seine Familie so zu reden, allein einer eben so ansehnlichen als volkreichen Gemeinde von 12000 Seelen einen Prediger gegeben, es mag nun derselbe für den Ort und die Gemeinde der Mann seyn oder nicht.

Mir deucht dies auch immer ein schrecklicher Mißbrauch einer sonderbaren Gewalt und eines ungegründeten Vorrechts, und ich zweifle nicht, mehrere werden darin mit mir übereinstimmen. Wenigstens bin ich selbst Zeuge davon gewesen, daß mehrere Mitglieder der erwähnten Gemeinde selbst ihre Unzufriedenheit darüber auch bey dieser Gelegenheit nicht haben bergen können.

Wenn Sie, M. H. vorstehenden Nachrichten und Bemerkungen in Ihren Unterhaltungen auch
ein

ein Plätzchen gönnen wollen, so werden Sie Sich
den verpflichten, der sich unterzeichnet

T. P. C.

2.

Anfrage.

(Eingefandt.)

Das grobe Stück oder Scheit, welches durch
das Beil von Holz fällt, der feinere Span, wel-
chen die Hobel abnimmt und das noch feinere
Sägemehl sind drey verschiedene Arten von
Holz Abfall, die alle ihrem Wesen nach Holz
sind und bleiben, und sich durch nichts als durch
das Grobe und Feine unterscheiden, und noch
nie ist es dem Stammvater Eiche oder Buche
eingefallen, über den Werth oder Unwerth des
Groben und des Feinen ein entscheidendes Ur-
theil zu fällen: Jedes hat seinen besondern Werth
nach dem Zweck, wozu es bestimmt ist, oder wo-
zu man es brauchen will. Meine dicke, verstan-
dige Köchin gebraucht, wenn sie das Feuer an
Heerd anlegen will; Hobelpläne, zur ferneren
Unterhaltung des Feurs sind ihr die Scheiter,
welche die Art liefert, und wenn sie auch noch
so grob wären, angenehm, und wenn sie Schin-
fen;

ken, oder gutes Rindfleisch, auch zu Zeiten einen hübschen Lachs räuchern will, so ist ihr das Sägemehl am willkommensten.

Da also das Grobe und das Feine jedes in seiner Art seinen guten Nutzen hat — Warum werden dann die Feinen im Bergischen so gehudelt?

Dies ist eine Anfrage, deren Beantwortung im nächsten Blatt gebeten wird.

* * *

Gehudelt hat man die Feinen des bergischen Landes nicht, wenigstens in diesen Blättern nicht, sondern nur charakterisirt, und nach der strengsten Wahrheit geschildert. Soll also die vorstehende Frage so viel heißen, als:

„ Warum läßt man diese Art Leute nicht
 „ in Ruhe? Wäre es nicht in der That
 „ besser, der sogenannten Feinen gar nicht
 „ zu erwähnen, weder davon zu reden
 „ noch zu schreiben und sie lieber ihren
 „ Gang ganz ruhig und in der Stille
 „ fortgehen zu lassen?

Soll das der Inhalt jener Frage seyn, so darf die Beantwortung derselben nicht erst bis zum nächsten Blatt verschoben werden, denn so wohl diese Frage selbst mit eben den hier vorgebrachten

fragenen Worten, als auch eine ganz ausführliche Beantwortung derselben steht schon in dem Versuch der Charakteristik selbst, und zwar im Novemberstück vorigen Jahrs von Seite 341 unten an bis Seite 345. wohin wir also dem Verfasser obiger Anfrage verweisen.

Die Herausgeber.

3.

Rohe Sitten und Denkungsart unserer Voreltern. Aus einer alten Chronik.

Im Jahr 1449 auf St. Gallustag, wurden einige Weiber in der St. Martinskirche zu Memmingen *) wegen der Kirchenstühle uneins, und schlugen einander in der Kirche, wurden dabei ins Gefängniß gelegt. Die Geistlichen vermeinten, man müsse die Kirche wieder weihen, und wollten die Sache an den Bischof berichten. Der Rath aber urtheilte, es seye nicht nöthig — weil es nur Weiber wären — und die Geistlichkeit ließ es bey diesem Ausspruche beruhen!

Welcher Mangel an Galanterie!

***.

*) Eine der besten und wohlhabendsten Reichsstädte in Schwaben.

4.

Anrede an die deutschen Einwohner
in Nordamerika.

Diese in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Rede ist einer zu Philadelphia bey Melchior Steiner 1787 gedruckten Acte zur Incorporirung und Stiftung einer deutschen hohen Schule (College) und Freischule in der Stadt und Caunty Lancaster, im Staat Pensylvanien angehängt, und wir zweifeln nicht, sie wird von jedem unsrer Leser, dem der Name eines Deutschen nicht ganz gleichgültig ist, mit Theilnehmung gelesen werden.

D. 5.

Da sehet Ihr, geehrteste Freunde, was die Assembly für euch zu thun gedenket. — Gewiß wundern sich viele unter euch, wie man doch dazu komme, daß man für die Deutschen solche besondere Sorge träget; und dies wollen wir euch sagen, und zwar so deutlich als möglich, damit es alle wohl verstehen mögen. — Ihr sehet, daß manche Engländer diese Anrede unterschrieben haben, die alle rechte gute Freunde von euch sind, und sehr wünschen, daß ihr doch diese Gelegenheit brauchen, und für die Erziehung eurer Kinder sorgen möget: diese haben es einem Deutschen aufgetragen, der in ihrem und
N. U. IV. Jahrg. Bl. 15 W der

der übrigen Trustees Namen diese Anrede auf euch hat aufsetzen müssen; dies führt derselbe nur darum an, damit ihr sehet, warum diese Schrift gerade so lautet, wie ihr sie hier leset.

Doch, wir haben euch sagen wollen, wie man doch dazu gekommen, daß man für die Deutschen in Pensylvanien solche besondere Sorge trägt.

Sehet, lieben Landsleute, viele gutmeinende Engländer und verständige Deutsche haben

Einmal schon von vielen Jahren her gesehen, daß ihr größtentheils so arbeitsam, so häuslich und so ordentlich seyd; daß Pensylvanien durch euren Fleiß ein so schönes Land geworden, wie es jetzt wirklich ist. Die Landleute werden dies wohl auf sich deuten, und sie sind recht daran; denn sie meinet man in dieser Anrede vornemlich; ob man schon keinesweges die Stadtleute dabey ausschließet.

zters. Ihr seyd zum Theil durch eure Arbeitsamkeit und gute Haushaltung unter dem Segen Gottes auch sehr reich geworden. Die schönsten Aecker und Wiesen, die fruchtbarsten Thäler und angenehmsten Gegenden sind ein Eigenthum des Deutschen. Es ist dem ordentlichen Deutschen eigen, etwas zu bewohnen, was er sein Eigenthum

nennt

nennen kann; und was er allein hat, das giebt er nicht gern wieder aus seiner Hand, sondern sucht es durch Fleiß für sich und seine Kinder zu verbessern und zu vermehren. Und hierin handelt ihr gar recht, weil ihr dadurch sehr vergnügte und nützliche Glieder eines Staats werdet, indem ihr eure Taxen und übrige Ausgaben bey solchem Betragen leicht entrichten und das Land könnt erhalten helfen.

3ten. Es findet sich größtentheils noch die alte deutsche Redlichkeit bey euch, nach welcher ihr einem jeden das Seinige lasset, und überhaupt gewissenhaft zu handeln sucht. Und auch darin handelt ihr recht sehr klug, weil das Englische Sprüchwort immer wahr bleibt: Honesty is the best Policy, Ehrlichkeit ist die größte Klugheit.

4ten. Ja viele gehen noch weiter; sie denken auf die Zukunft. Es ist ihnen drum zu thun, daß sie auch einmal in der Ewigkeit glücklich seyn wollen. Sie lieben die Religion, die ihnen den Weg zu einer seligen Ewigkeit weist: sie bauen Kirchen, halten Prediger, und bestreben sich mit einem Worte, fromm zu leben; und zum wahren Ruhme der Deutschen kann man auch sagen, daß nicht wenige wirklich wahrhaftig fromm sind, und Gott von Herzen fürchten. Nun alles dies sind ja freylich sehr lobenswürdige Ei-

schaften, ein solches Volk ziehet ja mit recht die Aufmerksamkeit aller Vernünftigen auf sich; und daher ist es kein Wunder, wenn man sich Mühe giebt, dasselbe aufzumuntern, daß es noch immer brauchbarer und glücklicher werden möge.

Doch bey allen diesen Vorzügen hat euch noch immer etwas gemangelt, welches für euch und für das Land schädlich war; eure Kinder haben nicht die Erziehung, wie sie nach den Umständen des Landes doch billig haben sollten, und davon will man nun einmal recht deutlich mit euch reden, merket daher:

Einmal. Ihr habt Land, Geld und Güter; ihr wißt durch lange Erfahrung wol, wie sauer dies zu erwerben sey; ihr seyd auch durch die Erfahrung und Uebung nach und nach klug geworden, daß ihr das eurige zusammen halten könnt. Aber sehet euch einmal in eurer Gegend um, wie es mit vielen Kindern reicher Leute bisher gegangen ist. Sie hatten zwar bey ihren Eltern essen und trinken gelernet, sie hatten zwar bald wahr genommen, daß ihnen ihre Eltern eine große Erbschaft hinterlassen, daß sie nun reiche Leute wären; aber sie hatten den Verstand nicht, das zu erhalten, was sie geerbt hatten, und waren noch viel weniger geschickt, dasselbe zu vermehren. Weil sie die Welt nicht kannten,

Kannten, so fielen sie bald in solche Hände, die ihnen das Ihrige namen, und sie arm machten. Sie waren zu unwissend, den verschlagenen Nachstellungen solcher Bösewichter zu entgehen. Woher kam aber dies? Daher, lieben Freunde, weil ihr Verstand auf Schulen nicht war aufgekläret, und sie durch den Unterricht in der Religion nicht zur wahren Furcht Gottes waren angeführet worden, welche zur wahren Weisheit und daher zur Glückseligkeit führt.

Andere, weil sie wußten, daß sie reich waren, fingen ein läuderliches Leben an, gerieten in böse Gesellschaften, legten sich aufs Spielen, besuchten die Wirtshäuser, und wohnten andern Ausgelassenheiten bei. Die Ursach davon war, sie hatten nicht nöthig, wie sie glaubten, zu arbeiten, denn das hatte der Vater für sie gethan; sie mußten sich nun aber doch die Zeit vertreiben, und da giengen sie zu Grunde, machten sich ungesund, und gerieten in die äußerste Armuth. — Wären aber solche elende Menschen in der Jugend zur Schule angehalten worden, hätten sie etwas rechtschaffenes gelernt gehabt; seht, so hätte ihr Gemüth nachher von andern Vergnügungen gewußt, wobei man recht glücklich seyn und bleiben kan — sie hätten ihre Zeit mit Lesung eines guten Buchs, mit Erforschung der Natur, mit Verbesserung ihrer Aecker und Wie-

sen, und mit allerley andern nützlichen Beschäftigungen zugebracht — sie hätten aus gelehrten Büchern viel gelernt, wie sie auf eine vortheilhafte Weise ihre Ländereyen immer in einen bessern Stand setzen könnten: denn die Gelehrsamkeit ist insonderheit dem Landbau sehr nützlich, weil sie erfinderisch ist, wie ja alles von Gelehrten seinen Ursprung hat, was ihr mit Vorthail bei euren Geschäfte brauchet; und davon könnte man euch ja wol ein ganzes Buch schreiben, zu wie vielen Dingen einem Landmann die Wissenschaften nützlich seyn können. — Doch wir haben uns vorgenommen, in den deutschen Zeitungen euch noch recht viel von Zeit zu Zeit davon zu sagen, und daher wollen wir es für diesmal übergehen.

2ten8. Viele unter euch sind sehr unwissend, und meinen, es sey genug, wenn sie nur zu pflügen, zu säen, zu erndten, Vieh zu füttern und Vergleichen, verständen, so wüßten sie schon genug: aber habt ihr nicht schon oft ausgefunden, daß das für einen Mann noch nicht genug sey? — Wie oft müßt ihr nicht zu euren Nachbarn laufen; bald müssen euch die einen Brief schreiben, bald einen für euch lesen, bald euch dies aus dem Gesetze erklären, bald jenes sagen. Nun seht einmal, wie schlecht dieses für einen Mann stehe! Freylich viele hatten die Gelegenheit nicht,
wie

wie der Nachbar etwas zu lernen, und da sind solche ja wohl zu entschuldigen; aber wollt ihr denn eure Kinder in diesem Stücke nicht willig glücklicher machen, wie ihr selbst seyd? Wollt ihr nicht gern alles mögliche dazu beytragen, daß sie etwas rechtschaffenes lernen?

zten^e. Die Unwissenheit des größten Haufens unserer Deutschen ist die Ursach, daß sie sich bald auf die eine bald auf die andere Seite in Regierungssachen ziehen lassen. Bald denkt ihr, ja das ist eine rechte Assembly, die handelt auf das beste fürs Land, das sind rechtschaffene Männer; kaum aber kömmt einer oder der andere, der eure Unwissenheit kennt, und der ein gut Mundstück hat, so stimmt ihr geschwind ein ander Lied an, und haltet solche für gar böse Leute, die kurz vorher in euren Gedanken recht brave Männer gewesen waren. Seht, lieben Freunde, da laßt ihr euch nur von andern zu ihrem Zwecke brauchen. Besinnt euch nur einmal auf eure Electionstage, ist da nicht oft ein einziger Mann, der euch bey Duzenden von eurer vorigen Meinung abführt? Müssen nicht die allermeisten sich ihre Tickets schreiben lassen, die sie eingeben wollen? Ja, werden nicht viele Hundert in Pensylvanien betrogen, da sie oft Tickets eingeben, auf welchen ganz andre Namen stehen, als sie eingeben wollten, weil sie selber

nicht einmal lesen, viel weniger selber schreiben können! O was ist das für eine Schande für uns Deutsche, daß ein einziger Mann einen ganzen Haufen von Deutschen so für Narren halten, und mit ihnen machen kann, was er will! Aber kommt dies nicht wieder von der großen Unwissenheit der Deutschen her? Und wollt ihr denn eure Kinder nicht aus dieser Verachtung herauszureißen suchen?

4tens. Ihr seyd sowohl freye Leute wie die Engländer, und müßt euch doch größtentheils durch die Engländer regieren lassen. Zum allerwenigsten macht ihr ein Drittheil von Einwohnern dieses Staats aus. Nun zählt aber einmal, wie viele von euch in der Assembly, Council, und andern Aemtern stehen: sind nicht die meisten Stellen mit Personen von andern Nationen besetzt? Wie oft wären die Engländer gern behülflich dazu, auch mehr Deutsche in die Regierung des Staats zu ziehen; sie erkundigen sich auch wohl bey andern Deutschen deswegen; aber wie schwer fällt es da nicht, in einem ganzen County nur einen oder zwey Mann zu finden, die auch tüchtig zu solchem Amte sind. Ja, heißt es da, das ist ein ehrlicher braver Mann; aber er kan kein Englisch, er kan nicht schreiben, er versteht nichts von den Rechten des Lands, er schickte sich sonst recht wohl, aber das macht ihn un-

tüchtig.

tüchtig. O wie erniedrigend, wie schlecht lautet dies für den Deutschen! Die Deutschen sind ja eben so wohl Menschen, wie die Engländer, sie können ja eben so wohl etwas lernen, wie jene; aber sie sind nicht dazu angehalten, und halten auch größtentheils ihre Kinder noch nicht dazu an. Und seht, daß ihr nicht denkt, daß hier zu viel gesagt wird, so will man euch einmal sagen, was man von Philadelphia weiß.

Die Deutschen hier in der Stadt machen bey nahe die Hälfte von Einwohnern aus. In vorigen Zeiten waren nie über 3 Deutsche auf einmal, die ihre Kinder studiren ließen; ja manchmal war kein einziger, zu einer Zeit, wenn 2 bis 300 englische Kinder studirten. Die Assembly gab den Deutschen in der hiesigen Academie mit Antheil. Es wurden auch Deutsche Lehrer mit bestimmt; dies munterte freylich die Einwohner in der Stadt etwas auf, aber bey weitem nicht, wie es gesollt hätte: denn seht, da von den Engländern an die 400 Kinder zum Studiren gehalten werden, so sind kaum 50 von den Deutschen, und diese werden theils durch die Eltern wieder weggenommen, wenn sie kaum angefangen haben; theils wird das Schulgeld von andern für sie bezahlt, da sonst die Anzahl noch weit geringer seyn würde. Der Engländer, wenn er auch arm ist, läßet es seinem Vubem wissen,

du mußt etwas lernen: der Sohn siehet, der Vater bestehet darauf, und daher ist er fleißig, um mit seiner Classe fortzukommen, und sobald als möglich, mit seinem Studiren fertig zu werden. Der Deutsche ist zufrieden, wenn sein Kind höchstens lesen, schreiben und ein wenig rechnen kann: wird er nun überredet, einen Versuch zu machen, sein Kind studiren zu lassen, so geschieht dies wohl manchmal; aber es ist dem Vater kein rechter Ernst, der unverständige Sohn merket dies, und weil er von Natur faul ist, so läßet er sich keine graue Haare darüber wachsen, ob er weiter kömmt oder nicht, indem er weiß, daß sein Vater es so müde ist, Schulgeld zu bezahlen, wie er es müde ist, sich mit lateinischen und griechischen Vocabeln zu schlagen, und sich den Kopf mit mathematischen Grillen zu plagen; und eh man sichs versteht, so wird der Sohn der Beschwerlichkeit überhoben, und entweder in eine andere Schule gesandt, wo er mehr faulenzeln kann, oder man läßt ihn wohl gar daheim, oder thut ihn höchstens zu einem andern Geschäfte; da denn aus einem Kinde, das wegen seiner Fähigkeiten einmal eine Ehre der Familie hätte werden können, nur oft ein ganz gemeiner und unbrauchbarer Mann wird. Derjenige, der sehr leicht und aller Wahrscheinlichkeit nach einmal einen Sitz in der Assembly, Council, oder Gerichts-Stätten mit Würde hätte haben,

oder

oder das Amt eines Friedens-Richters hätte bekleiden können, eben der ist dann kaum geschickt, das Amt eines Constablers zu versehen. Wie werden sich manche in Zukunft schämen, wenn sie verschiedene englische und auch einige deutsche Kinder sehen werden, die jetzt etwas rechts lernen, und zum Theil sehr arm sind, ich sage, wie werden sich manche schämen, wenn diese angesehene Männer und ihre Kinder, wohl mit dem Hute unter dem Arme, vor diesen als verachtete Menschen werden erscheinen müssen. Ja, was werden die Kinder selbst von ihren Eltern denken, wenn sie zu mehrerem Verstande kommen; werden sie nicht das Verhalten derselben heimlich bespitzeln, und oft die Klage hören lassen müssen: ach, warum hat mein Vater so an mir handeln können! ach, warum habe ich denn nicht eben sowohl etwas lernen dürfen, als der und der! ich brauchte mich jetzt nun nicht so zu plagen, mein Vater war ja eben so reich, wie der Seinige war, und ich war ja auch nicht dümmer wie der Tommy oder Peter, der ist nun ein angesehener Mann, und ich nur ein Tropf! Eltern denkt hierüber nach, und seyd versichert, dies wird bey vielen genau eintreffen. Thut noch, thut gleich dazu, und gebet euren Kindern eine gute Erziehung; sie danken euch einmal mehr dafür, als wenn ihr ihnen tausende hinterlasset.

stens. Es ist euch im Anfange dieser kleinen Anrede das Lob beigelegt worden, daß viele unter euch fromm sind, und daß die Deutschen überhaupt für die Aufrechthaltung der Religion Sorge tragen. — Aber, meine liebe Freunde, wo wollt ihr endlich Prediger und Schulmeister hernehmen, wenn ihr eure Kinder nicht studiren laßt? Werden nicht schon jetzt verschiedene Gemeinden durch schlechte Prediger zu Grunde gerichtet; und in manchen Schulen, o wie traurig siehet es da nicht aus! Ja, sind nicht die meisten Gemeinden und Schulen, wo es auch noch so gut aussieht, mit Leuten von Deutschland besetzt; dies zeigt, daß in unserm Vaterlande wohl noch auf die Erziehung gesehen wird, aber daß dieselbe leider in America gänzlich vernachlässiget worden. Ja, denkt hier mancher: „ich wolte mein Kind einen Pfarrer oder Schulmeister werden lassen, dafür bedanke ich mich! daß sind ja die geplagtesten Leute, die seyn können, die haben ja hin und wieder in diesem Lande kaum das liebe Brod, es ist bey den Deutschen nicht wie bey den Englischen, da haben sie größtentheils viel besser zu leben.“ Ihr habt recht, aber ist das Ehre für die deutsche Nation? Wird das der Religion unter den Deutschen aufhelfen? Denkt ihr, daß eure Kirchen und Schulen so bestehen werden? Entweder müssen eure Nachkommen mit den schlechtesten Leuten zufrieden seyn, oder Sprache und Religion

Religion aufgeben: und dazu habt ihr den Grund gelegt, und eine schwere Sünde auf euch geladen. Lasset ihr eure Kinder studiren, da würdet ihr schon selbst an euren Kindern bemerken, wie viele Mühe und Arbeit es koste, etwas rechtschaffenes zu lernen; ihr würdet willig seyn, euren Lehrern und Schulmeistern einen reichlichen Unterhalt zu erlauben, und diese würden euch denn mit desto mehrerm Eifer dienen. Eure Nachkommen würden wahre Verdienste zu schätzen wissen, und da sie aus eigener Erfahrung wissen würden, daß es mehr koste, ein Gelehrter, als ein Landmann oder Handwerksmann zu werden, so würden sie dem Gelehrten auch gern für seine Arbeit sich dankbar beweisen. Eure Kindes Kinder würden die Früchte davon noch einerndten können. Seht, lieben Freunde, so wie es bisher an manchen Orten gegangen, so kann das deutsche Kirchwesen unmöglich bestehen. Die Kirchen, die ihr schon habt, werden in wenig Jahren verlassen stehen, und was soll dann aus der vermehrten Anzahl von Deutschen unter euch werden? Ja wie viele Gegenden sind nicht jetzt schon, wo die Einwohner vielleicht in 6 oder 8 Wochen keine Predigt hören, wo die arme Jugend wie die Wilden aufwachsen. Und wer weiß, ob dein Sohn oder Enkel, o Vater! der du dieses liest, nicht in eben solche Gegenden gerathen, und dein Andenken noch verabscheuen wird, daß du und
die

die mit dir lebten, nicht besser auf die Aufrechthaltung der Religion bedacht gewesen seynd; oder vielleicht hat er durch deine Vernachlässigung eine solche Gleichgültigkeit gegen alles Gesehene und Religiöse eingesogen, daß er so unwissend und wild wie ein anderer Indianer seine Tage beschließet.

Ehe ich diesen Punkt beschließe, so will ich nur noch einige nöthige und gutmeinende Regeln beifügen.

Einmal, sehet in eurem Kirchen Wesen nicht so wohl auf die äußere Pracht eurer Gebäude und großen Reichthum, sondern mehr auf die Erhaltung derer, die euch in euren Kirchen und Versammlungs Häusern dienen; denn eure Kirchen werden nachher von selbst gar bald in einen blühenden Stand kommen, der Lehrer wird mit mehr Muth und Eifer seinen Dienst versehen, und durch den Lehrer müßet ihr ja doch alles erhalten, was zu Aufbaung eurer Kirchen und Schulen einkommen sollte. Habt einmal auf 1 oder 2 Jahre keinen Lehrer, und dann rechnet aus, wie hoch sich die Einnahmen bey euren Kirchen belaufen werden, und wie viel ihr werdet erspart haben, da ihr keinen Lohn, wie man in Pensylvanien nennt, einem Lehrer zu zahlen hattet.

2ten. Seyd in der Wahl und Annahme eurer Prediger vorsichtig; ich habe mir für gewiß erzählt

zahlen

zählen lassen, daß man mit Annahme eines Predigers im Lande schon manchmal eine Art von Handel getrieben. — Eine gewisse Gemeinde hatte einen braven ordentlichen Mann, der sein Amt redlich versah; er hat bisher 60 Pfund zu seinem Salario gehabt: es kam ein andrer schlechter Mensch, der both seine Dienste für 55 Pf. an. Ja, hieß es, da können wir 5 Pf. sparen; wir nehmen den neuen Pfarrer, und so mußte der andere wirklich fort, und man beladete sich zur Schande der Religion, mit dem schlechteren Manne. Seht, daran war wieder der Mangel der Erziehung schuld.

Zum 3ten, lasset euch das Geld nicht gereuen, das ihr euren Schulmeistern zahlet. Seyd versichert, es ist kein Brod saurer, als was mit Schulhalten verdient wird. Ja laßt eure Kinder es sehen, daß das Lernen eine wichtige Sache sey, so werden sie es auch für wichtig halten, und mehr Fleiß dabey anwenden, als wenn sie es so wohlfeil haben können. Auch Kinder wissen schon, daß das nicht viel werth seyn müsse, was man so wohlfeil haben kann, und daher brauchen sie es auch als eine sehr gleichgültige Sache, und lernen auch leider zum Theil nur sehr wenig.

4ten. Mit der Annahme eurer Schulmeister gehet es an vielen Orten noch schlechter, wie mit Annahme eines Predigers. Es kömmt ein ordentlicher geschickter Mann, und bietet sich zum
Schulmeister

Schulmeister im Lande an, er will das Kind für 5 Schil. das Vierteljahr unterrichten; er ist ein Mann, der Geschick hat: es kommt ein anderer, der weniger Geschicklichkeit besitzt, und bietet seine Dienste 6 Pens wohlfeiler an: ja es kommt endlich ein sehr schlechter Mensch, der nimmt nur 4 Schil. Er, sagt der Gebieter der Gegend, da ersparen wir alle Vierteljahr 1 Schil., das macht 4 Schil. des Jahrs: kommt ihr Leute, wir wären ja Thoren, wenn wir unser Geld so wegwerfen sollten. Man folgt ihm, nimmt den unwissenden Menschen an, und nun lernt das arme Kind für die 4 Schil. kaum 6 Pens werth.

(Der Beschluß nächstens)

5.

Königl. Preussische Cabinets-Ordre
die erneuerte Feyer des Himmelfahrts-Tages betreffend.

Mein lieber Staatsminister von Wöllner!

Ich bin mit euch vollkommen einerley Meinung, daß die vielen Festtage auf mancherley Weise vornemlich dem Nahrungsstande und der unteren Volksklasse in einem Lande nachtheilig sind, und mein Wille ist daher, daß es bey der unter der vorigen Regierung verordneten Abschaffung verschiedener Fiertage sein ferneres Bewenden haben soll, der Himmelfahrtstag allein ausgenommen, welcher wegen seiner Wichtigkeit, wie ehemals an einem besondern Tage gefeyert werden muß, weshalb Ihr in dieser zu eurem Departement gehörigen Sache das Nöthige zu verfügen habt, und ich bin Euer wohlaffectionirter König. Berlin den 4ten März 1789.

Friedrich Wilhelm,

6.

Anrede an die deutschen Einwohner
in Nordamerika.

(Beschluß.)

stens. Eure Kinder sollen und müssen nicht alle Gelehrte werden, das ist wahr; es müssen auch Kaufleute, Pandleute, Handwerker, und Tagelöhner seyn. Aber ein Kaufmann, der nur Wissenschaften besitzt, die er in niedrigen Schulen gelernt hat, mag sich wohl in vorigen Jahren haben durchschlagen können; aber meine Freunde, die Zeiten und Umstände verändern sich, es wird in kurzem ein Kaufmann Geschicklichkeit haben müssen, wenn er sonst bestehen will; er sollte billig Englisch und Deutsch, samt manchen andern Wissenschaften, gründlich verstehen, wenn er nicht zu Grunde gehen will.

Einem Handwerksmann würde es oft nützlich seyn, wenn er etwas mehr als das gewöhnlichste verstände; wenigstens würde es ihm manches Vergnügen in seinem ganzen Leben verursachen.

Ein Landmann, o wie vergnügt, wie vortheilhaft könnte der sein Geschäfte treiben, wenn durch Wissenschaft sein Geschäfte gewürzet sey.

Tagelöhner — doch es werden wenige meiner Leser wünschen, daß ihr Sohn einmal ein Tagelöhner werden soll. Nun dann sorget für denselben, und gebt ihm eine gute Erziehung, so gut als es euch immer möglich ist.

Und überhaupt sollten die Americaner zu dieser Zeit recht viele Kinder studiren lassen, weil die Anzahl vornemlich unter den Deutschen gar zu gering ist von denen, die etwas gründliches verstehen, und im kurzen doch sehr viele dem Lande von der Art nötig seyn werden, weil sich die Einwohner desselben außerordentlich vermehren.

Noch eine Anmerkung muß ich hier beyfügen: es gibt Leute in diesem Lande, die sogleich die Nase rümpfen, wenn vom Studiren geredet wird, und die mit aller Gewalt dagegen streiten; die gewiß versichert seyn wollen, daß Lateinisch und Griechisch, Mathematik, Geographie, Historie und Philosophie —, höchst unnütz ja wohl gar schädlich sey. Aber, meine Freunde, das sind gewiß Leute, die dergleichen nie selber gelernt haben. Was würdet ihr nun wohl von einem Menschen denken, der euch erzählen wollte, daß es im Monde sehr ungesund zu leben sey, daß das Brod daselbst so bitter als Galle, und das Wasser alles stinkend sey, würdet ihr ihm nicht sagen: Höre, Freund! halt du dein Maul, du bist

bist ja nicht im Monde gewesen, wie weißt du denn das?

Ja aber manche haben sogar Lateinisch selber gelernt, sie sagen euch das auch wohl, und werden öfters einen lateinischen Brocken in ihre Gespräche werfen; und doch verachten sie die Sprache, und schreyen solche für unnütz aus, und zwar wohl gar mit einem lateinischen Sprüchwort. Nun hört, lieben Leute, diese Menschen sind entweder selbst Stümper, die nie etwas gründliches gelernt haben: oder sie fürchten, andere möchten so klug, oder wohl noch klüger wie sie werden, und denn würde ihnen an ihrer Ehre etwas abgehen; daher müßt ihr diesen Menschen nicht trauen, sie meynen es nur gut mit sich selbst, aber nicht mit den Andern. Wenn es nicht zu weitläufig wäre, so könnte man euch einen langen Beweis von dem Nutzen insonderheit auch dieser Sprache führen: doch vielleicht geschiehet dies auf ein andermal.

Stenz. Die Wissenschaften setzen den Deutschen in den Stand, daß er viel wohlfeiler leben kann. Ich will dies nur mit Einem U. stände euch deutlich machen. Es ist sonderlich, daß die Lawyer das meiste Geld von den Deutschen ziehen. Die Deutschen sind weit mehr im Law. Handel verwickelt, und zwar öfters über

die nichtswürdigsten Kleinigkeiten, wie die Engländer; ein Wort, eine Mine, bringt den Deutschen gleich in eine solche Wuth, daß er sich kaum zu fassen weiß: und was ist die Folge? er läuft zu einem Justice, der steckt seine Zahlung in die Tasche, und verbindet den Verklagten über die Court: nun nimmt ein jeder einen Lawyer an, man verfolgt sich von Court zu Court, der Lawyer lacht, und wird durch den Schweiß und die Thorheit seines deutschen Klienten reich. Zuletzt gibt endlich wohl der Lawyer selbst den Rath, wenn er siehet, daß nichts mehr zu fischen ist, daß mans durch ein paar Mann soll ausmachen lassen. Nach vielen Unkosten ist nun der gute Deutsche wieder wo er war, da er anfing; nur mit dem Unterschiede, daß sein voller Beutel ausgeleeret, und wohl gar Haus und Hof noch dazu verfehlet sind.

Nun allen diesen Thorheiten, meine Freunde! werden eure Kinder entgehen, wenn ihr ihnen eine ordentliche vernünftige Erziehung gebt.

In Philadel:hia habt ihr nun schon eine Hohe Schule: braucht sie, eure Kinder und Kindeskin-der werden euch dafür danken.

In Lancaster wird nun noch eine Hohe Schule besonders für die Deutschen errichtet. O könnten die deutschen Einwohner jener reichen Landschaft den Nutzen einsehen, den eine solche Anstalt auf ihre Nachkommen haben kann! Bedienten sie
sich

sich doch dieser angebotenen Gelegenheit, und hälfen dazu, daß die zu errichtende Schule so bald als möglich in Flor käme!

Aber, meine Freunde! dies kann nicht ohne eure Unterstützung geschehen; wollt ihr eure Kinder durch eine solche Schule glücklich machen, so müßt ihr auch etwas dran wenden. Einige Engländer in Philadelphia haben hunderte subscribirt zu dieser deutschen Schule; ei was sollten denn nun nicht billig unsere wohlhabende Deutsche wagen!

Das Glück und die Wohlfahrt unserer Nachkommen hängt von dem gegenwärtigen Zeitpunkte ab: wer weiß, ob uns je wieder eine solche Thür offen stehet, unsere Nation aus ihrer Niedrigkeit zu erheben, als jetzt. Brauchet sie, und erweitert durch eure milde Beisteuer den Eingang zu den Wissenschaften, und zur Wohlfahrt eurer Nachkommen.

Dies ist der aufrichtige Wunsch Eurer wahren Freunde,

Casparus Weilberg,
Thomas Mac Kean,
Georg Clymer,
William Bingham,
P. Mühlenberg,
Benjamin Rusch,
Ludwig Farmer,

Robert Morris,
William Schöff,
Thomas Mifflin,
William Hamilton,
William Rawle,
Philipp Wäger,
Daniel Siefert,

Heinrich Selmuß.

7.

Die Clevische Union vom Jahr 1489
verglichen mit 1789.

Es sind jetzt grad dreyhundert Jahr, daß unter der Regierung des Herzogs Johann von Cleve, am Mittwoch nach dem Sonntag Graudi in Buderich eine Union der Clevischen Städte zu Stande kam. Aus der Original Urkunde, die im Stadtarchiv zu Wesel aufbewahret wird, geht hervor, daß der Landesherr damals nicht die besten Finanzrätthe gehabt haben müsse. Die Domainen waren verpfändet, das Land verschuldet und die Unterthanen durch ungewöhnliche Lasten, dergleichen sie unter den vorigen Herzogen und Grafen nicht gekannt hatten, äußerst gedrückt, und dennoch fehlte es bey den häufigsten Abgaben der Unterthanen so gar an den nöthigsten Fonds zur Bestreitung der fürstlichen Haushaltungs Ausgaben.

Die Klagen über die schlechte Landesadministration wurden immer lauter und erschalleten selbst bis zum Ohr des guten Fürsten. Auf seinen Befehl versammelten sich all: am Freytag nach Jubilate 1489 in der Stadt Wesel die Deputirten nachfolgender Städte: Cleve, Wesel, Emmerich,
Calcar,

Calcar, Duisburg, Xanten, Rees, Dienslacken, Orsoy, Bäderich, Sonsbeck, Goch, Uedem, und Grieth in Beyseyn folgender Landsherrlichen Commissarien: Diederich von Riswyk Probst von Cleve, Adolph von Wyllich, Erbhofmeister, Herrmann von Wittenhorst, von Schlaun, Drost zu Dienslacken, Wessl van den Loo, Amtmann in der Lymers, Albert van Hönnepel, Amtmann zu Isselburg, Henrich Knipping, Drost zum Hamm, Sob von dem Grimberg und Johann See Kuchena, Scholaster zu Cranenburg und Canonikus zu Xanten.

Die Absicht dieser Versammlung war, der Landesfürstlichen Commission die Fehler in der Administration schriftlich vorzulegen und die Mittel, wie denselben abzuhelfen sey, ebenfalls schriftlich anzuzeigen.

Bei einer näheren Conferenz, die in Bäderich am Mitwochen nach Exaudi in Beyseyn des Herzogs Johann gehalten wurde, erklärte derselbe, daß er den Vortrag der Städte nicht unbillig fände, und nach ihrem Vorschlag die Administration der Landesrevenüen einrichten wolle, womit sich dieser Städte-Landtag in Bäderich endigte.

Da indessen die Sache bey einer bloßen Un-

terhandlung blieb, und die Clevischen vorgenannte Städte besorgten, daß ihr Benehmen in dieser Landesangelegenheit ihnen vielleicht übel würde ausgelegt werden, so beschloßen sie über den ganzen Vorgang eine förmlich documentirte Acte zu errichten, kraft welcher sie sich verbanden, ihre Rechte, Freyheiten und Privilegien mit gesammten Kräften zu vertheidigen.

Die Geschichte liefert kein Beispiel, daß die Clevische Städte je von dieser Conventton Gebrauch gemacht haben, und bey der gelinden Regierung, der sie sich immer zu erfreuen hatten, hatten sie auch keine Ursache dazu.

Als ich diese Acte, welche zu weitläufig und im ganzen nicht wichtig genug ist, um hier eingerückt zu werden, lese, glaube ich an die Ufer des Dellawarestroms, oder der Weichsel oder an die Mündung der Maas veretzt zu seyn — so ähnlich sind sich die Adamsöhne in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsstrichen — Glücklich lieben Brüder, Borussia's Söhne, die wir unter Friedrichs Wilhelms wohlthätigem Zepeter ruhig wohnen und unsre Wohlfahrt ungestört bewürken können: Für die Aufsichten in die Ewigkeit ist jedem der freye Gebrauch aller Mittel zur Aufklärung verstattet, ohne ein Inquisitionsgericht befürchten zu dürfen. Eine heilsame Censur

fur sichert das, was einem jeden heilig seyn muß, die Ehre der Religion, des Staats und der Persohnen vor den hämischen Angriffen des boshaften Spötters, ohne doch der Denkfrenheit, der Ausbreitung, der Aufklärung und einer vernünftigen Pressfrenheit Schranken zu setzen. Die heiligste durch Vernunft und nach ächten Grundsätzen wahrer bürgerlicher Wohlfahrt aufs neue geprüfte Gesetze wachen über eines jeden Ehre, Gut und Blut vom Fürsten bis zum Bettler und Capuziner. Gegen auswärtige Feinde stehen Legionen muthiger und des Siegs gewohnter Krieger immer in Bereitschaft. Unfre Gesundheit wird gegen die Anfälle der Afterärzte, Zigeuner, Marktschreyer, Urinpropheten, Wahrsager und Zeichendeuter und alle dergleichen Troßbuben der Facultät durch Aeskulaps Wächter in jeder Provinz kräftigst beschützt. Was wollen wir weiter. Muß nicht dadurch die dauerhafteste Union zwischen Regenten und Unterthanen aller Stände, und zwischen Gottesverehrer ohne Unterschied zugegebracht werden? Die Dokumente davon werden nicht in den Archiven, sondern in eines jeden Herzen aufbewahrt.

v. S***.

8. Der

8.

Schreckliche Gefahr bey einer
zu prompten Justiz.

(Aus dem Französischen)

Ein Mädchen von sehr liebenswürdigen Eigenschaften, einer reizenden Gestalt und einem sanften einnehmenden Charakter, aus einer ehrbaren Familie zu Bern hatte das Unglück, den listigen Schmeichelen eines Verführers zu viel Gehör zu geben. Die Folge davon war, sie ward schwanger, und das blieb auch nicht verborgen. Reue, Schaam und die Mischung aller der aus ihrer gegenwärtigen Lage entstehenden Affekten brachten sie bald dahin, daß sie sich freiwillig allem Umgang entzog. Ihr einziger Trost, oder ihre einzige Beschäftigung bestand darin, daß sie sich täglich an ein nahe gelegenes Gehölz begab, wo sie ihrem Schmerz nachhieng und ihren Thränen ungehindert Lauf ließ, und von dannen sie nicht eber nach Hause zurückkehrte, als bis die Dunkelheit der Nacht ihre Thränen und ihre Schmach den Blicken aller Neugierigen entzog. Diese ihre Lebensart und der Beweggrund dazu waren kein Geheimnis, und wie man leicht denken kann der öftere Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung.

Eines

Eines Tages findet ein Reisender in eben diesem Gehölz den Leichnam eines Kindes, welches, wie es schien, erst an eben diesem Tage geboren und gleich nach seiner Geburt gestorben war. Er zeigte solches gleich der Justiz an. Das Publikum ist augenblicklich davon unterrichtet; es erhebt sich ein allgemeines Gemurmel; die schöne und bekümmerte Einsiedlerin wird allgemein als diejenige ausgeschrieen, die dem gefundenen Kinde das Leben gegeben und auch wieder geraubt habe. Sie wird auf der Stelle gefänglich eingezogen und vor den Richter geführt. Dieser bey sich selbst schon hinlänglich von der Gewisheit des Verbrechens überzeugt, stellt ein kurzes Verhör an, mehr um der Form willen, als weil er solches in dem gegenwärtigen Fall nöthig gehalten hätte. Er dringt in die Angeklagte, nicht um sich von ihrer Schuld oder Unschuld zu vergewissern, sondern nur um den Augenblick zu beschleunigen, das Verdammungsurtheil über sie aussprechen zu können.

Die Unglückliche zeigt weniger Schrecken und Angst, als Niedergeschlagenheit; aber sie vertheidigt sich auch nicht. Sie leugnet auch nichts von dem, was man ihr vorhält. Der Richter, schon voraus eingenommen, und in seiner Meinung ganz durch den äußern Schein, der so sehr gegen die Angeklagte war, bestärkt, denkt nicht
einmal

einmal auf dasjenige, was doch nöthig war, um die Gewißheit der Schuld auch gerichtlich außer Zweifel zu setzen, er unterläßt auch die allerndrthigste Nachforschungen, so gar eine chirurgische Visitation der Person. Alles schien ihm ohnehin völlig bewiesen, und er spricht ohne Bedenken das Todesurtheil. Die Criminalgesetze sind, was diesen Punkt betrifft, in Frankreich und in der Schweiz einerley. Nur die Todesart ist verschieden; in Frankreich wird dies Verbrechen mit dem Strang, in der Schweiz mit dem Schwert bestraft.

Überall sind die Diener der Religion die Tröster solcher Unglücklichen. Auch hier wird ein Geistlicher zu diesem unglücklichen Schlachtopfer der Gerechtigkeit hinggerufen; er kommt, und hat sich drauf vorbereitet, je nachdem er die Beurtheilte finden würde, sie mit Trost aufzurichten und ihr Muth einzusprechen, wenn sie von der Last ihrer Gewissensbiße zu sehr niedergebeugt seyn sollte, oder aber diese Gewissensbiße und ein heilsames Schrecken in ihr rege zu machen, wenn erfunden würde, daß eine zu große und gefährliche Unempfindlichkeit ihre Seele verhärtet haben sollte.

Wie sehr aber ward er in Verwunderung gesetzt, als er eine Person fand, die eben so wenig Reue
als

als Furcht zu empfinden, sondern im Gegentheil eine innere Ueberzeugung zu haben schien, daß die That, um derentwillen sie den Tod leiden sollte, kein Verbrechen sey. Seine Verwunderung steigt, als er sieht, daß anstatt sich Vorwürfe darüber zu machen, es begangen zu haben, sie hartnäckig drauf besteht, daß sie das größt^e Recht gehabt habe, es zu begehn; indem sie sich überzeugt glaubte, daß das Leben eines noch nicht geborenen Kindes bloß seiner Mutter angehöre u. s. w.

Der Geistliche sahe bald ein, auf welchem einem Gewebe von falschen Voraussetzungen dieses ganze Râsonnement beruhe. Es fiel ihm also leicht, dieselbe zu widerlegen. Es gelang ihm auch wirklich, die Person zu überzeugen, und sie dahin zu bringen, daß sie es nunmehr selbst einsah und gestand, daß das Leben eines Kindes selbst in dem Schooß seiner Mutter nur ein ihr anvertrautes Pfand sey, das sie nicht nach Willkühr wegwerfen oder zerstören könne.

Bisher glaubte der Geistliche indessen noch nichts weiter gewonnen zu haben, als daß er jetzt einen Schritt weiter zu demjenigen gekommen sey, was er in dieser Sache für sein Hauptziel ansah, nemlich die Delinquentin nun so viel leichter zu der Reue zu der Gewissensangst bringen

gen zu können, wovon er sie indessen zu seiner Betrübniß noch weit entfernt sah.

Aber wie groß war seine Bestürzung, als sie ihn mit Augen, worin Wehmuth und Unruhe abgemahlt war ansah und zu ihm sagte: Sie haben mich überzeugt, ehrwürdiger Herr! Aber der Dienst, den ich jetzt Recht habe, von Ihnen zu erwarten, ist sehr unterschieden von demjenigen den Sie mir leisten wollen. Sie dringen in mich, daß ich ein Verbrechen bereuen soll. Helfen Sie mir vielmehr, wenn es noch Zeit ist, diesem noch nicht begangenen Verbrechen vorzukommen. Ich habe meinem Kinde das Leben nicht genommen. Die Richter sind es, die indem sie den vermeinten Tod desselben rächen wollen, im Begriff stehn ihm erst den Tod zu geben. Mit einem Wort: ich bin noch nicht niedergekommen —

— Und warum, rief der Prediger ganz bestürzt aus, warum habt ihr euch dann als schuldig angegeben? — das hab ich nicht, erwiderte sie. Man hat mein Geständniß so wie mein Verbrechen nur vorausgesetzt. Nur die äußere Anzeige allein haben gesprochen und die Richter hinter's Licht geführt.

Aber warum habt Ihr denn nicht wenigstens geleugnet? fuhr er fort: Sie antwortete: Ich wollte gern sterben. Ich hatte aber nicht den Muth, mir selbst das Leben zu nehmen. Die Religion selbst würde meinen wider mich selbst gerichteten Arm festgehalten haben, wenn ihn nicht auch schon ohnehin die Natur geschwächt hätte. Ich habe also mit einer Art von Freude
die

die Gelegenheit ergriffen, die sich mir von selbst auf eine so ungesuchte Art darbot, mich durch fremde Hülfe von der in meiner Lage mir unerträglich gewordenen Bürde des Lebens zu befreien. Die Rücksicht auf mein Kind hielt mich nicht zurück, nach dem Vorurtheil, daß ich begreife und daß Sie mir so eben benommen haben. Ich glaubte ohne Sünde dieses Kind an meinem Tod Theil nehmen lassen zu können, da es bisher noch kein eignes Leben hatte, sondern nur bloß an dem meinigen Theil nahm. Mein Leben selbst ist mir jetzt sehr gleichgültig, aber ich will mich doch nun nicht von meinen Qualen durch einen Weg losmachen, der mich, wie Sie mir sagen, ewigen Strafen überliefert würde. Helfen Sie mir also diese unschuldige Frucht meines Vergehens retten, und dann mögen meine Augen sich auf immer schließen.

Nach diesem Geständnis gerieth der Prediger in eine eben so große Besorgnis, als Betrübniß, und nicht ohne Grund: zu Bern muß die von dem ersten Richter gesprochene Sentenz, von dem Senat bestätigt werden. Wenn dies aber einmal geschehen ist, so ist auch, weil die Souverainität in den Händen eben dieses Senats ist, keine Macht weiter im Stande, die Vollziehung eines so bestätigten Urtheils zu hindern oder auch nur aufzuhalten.

Der Zeitraum von 24 Stunden, der zu Bern so wie in Frankreich den verurtheilten vergönnt ist, ihre Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen, war schon größtentheils durch die bisherige Unteredungen des Geistlichen mit der Verurtheilten verlaufen. Der schreckliche zur Execution bestimmte Augenblick näherte sich. Der Senat mußte zusammenberufen werden; dies war das einzige mögliche Mittel, die Execution rückgängig zu machen. Aber fast alle Glieder desselben wa-

ren auf ihre Landgüter verreiset. Die untergeordnete Bedienten der Justiz, denen die Ausführung alles dessen, was zur Ausführung und Veranstaltung der Execution erforderlich ist, aufgetragen war, zitterten über der schrecklichen Wahl, worin sie sich befanden, der Wahl eines blinden Gehorsams, wodurch sie ihre Vorgesetzten selbst zu Urhebern einer wirklichen Mordthat machen müßten, oder eines Ungehorsams, der ihnen selbst zu einer schweren Verantwortung gereichen konnte.

Zum Glück kam ihnen das Publicum zu Hülfe. Der große Haufe, der eben so leicht erweicht als aufgebracht werden kan, zeigte jetzt, um die unschuldig befundene Verbrecherin zu retten, eben dieselbe feurige Hitze, die es vorhin gezeigt hatte, um ihre Beurtheilung zu fodern. Alle Pferde in der Stadt wurden gleich angeboten, und gleich gebraucht. Es wurden Boten über Boten abgeschickt, und schon gleich der nöthige Vorspann besorgt, und ehe der fatale Augenblick erschien, war schon eine hinlängliche Anzahl Glieder des Senats versammelt, um das übereilte Todesurtheil, das schon durch das öffentliche Geschrey als ungültig erklärt war, gerichtlich wider aufzuheben. Es wurde förmlich cassirt. Der voreilige Richter wurde gestraft, und die unschuldige Delinquentin ihres Verhaftes entlassen. Der Staat versicherte ihr zur Schadloshaltung eine Pension von 1200 Livres, welches in Bern keine kleine Summe ist.

Sie kam nachher glücklich wieder. Aus Liebe zu ihrem Kinde gewann sie auch wider Liebe zum Leben. Sie lebt noch und durch die jetzt so ganz unbescholtene, selbst musterhafte Lebensart, die sie führt, hat sie sich eine ganz allgemeine Achtung und das Wohlwollen von jedermann zugezogen.

9.

Ueber die beste Art der Behandlung Sektirischer Christen.

(Zwey Cabinetsbefehle Friedrichs des Großen.)

In dem Nachtrag zu dem Versuch einer Charakteristik der Feinen im Bergischen (No. I dieses Monats Seite 210) sind einige Proben angeführt, wie König Friedrich der Große über diese Art Leute und überhaupt über Absonderung Conventikeln, Frömmelen u. dg. gedacht hat, und ich zweifele nicht, daß dieselbe von vielen Lesern der Unterhaltungen mit Vergnügen sind gelesen worden. Zugleich fiel mir dabey ein, es müsse nicht minder interessant und belehrend seyn, auch das Urtheil dieses so großen und scharfsichtigen Beobachters und Menschenkenners über die Frage zu wissen, was für eine Art des Verhaltens gegen jene Leute und überhaupt gegen sektirische Christen am schicklichsten zu beobachten sey. Da nun eben diese Frage auch in den Unterhaltungen bey Gelegenheit der vorerwähnten Charakteristik schon verschiedentlich zur Sprache gekommen, und übrigens die Meinungen über dieselbe besonders im Bergischen noch sehr getheilt sind, so glaube ich, nachfolgende

N. U. IV. Jahrg. Bl. 17 N zwey

zwey Cabinetsschreiben, worin diese Frage eben so deutlich als gründlich entschieden wird, seyn es vorzüglich werth, den Unterhaltungen eingerückt und besonders gewissen Leuten recht sehr zur Beherzigung empfohlen zu werden.

I. An das Kirchenministerium zu Stargard.

Se Königl. Majestät in Preußen haben in Erfahrung gebracht, daß das geistliche Ministerium in Stargard und in solchem vornemlich der lutherische Prediger Effart sich zeithero unternommen, einige daselbst wohnende ehrliche Bürgerleute wegen ihrer besondrerer Religionsmeinungen nicht allein bey aller Gelegenheit zu verfolgen, und wider selbige auf eine höchst unanständige Weise fast in allen Predigten zu poltern und zu schimpfen, sondern auch sogar denenselben, wenn sie starben, einen Platz auf den öffentlichen Kirchhöfen zu versagen und die Leichen an schändliche Orter zu verweisen. Gleichwie aber gedachte Sr. Königl. Majestät dergleichen ganz unchristliches und höchst unvernünftiges Betragen der überwöhnten Geistlichkeit zu recht großem Mißfallen gereicht, solches auch um so schändlicher und strafbarer ist, da es nicht allein den Grundregeln des Christenthums selbst, sondern zugleich Deroselben wegen Verstattung der Gewissensfreyheit so vielfältig deklarirter allergnädigster

digster Willensmeinung schnurstraks entgegenläuft, also haben Sie auch derselben dieses grobe Vergehen wider Gott, die Obrigkeit und die gesunde Vernunft hiedurch aufs nachdrücklichste verweisen, ihr aber so gnädigst als ernstlichst anbefehlen wollen, von dergleichen ungeziemenden Verfahren inständige abzustehn, die Kanzeln nicht ferner zum Tummelplatz ihrer Affekten zu gebrauchen, alles Polterns und Schmähens auf solchen sich gänzlich zu enthalten, und überhaupt einen jeden bey seinem Religionsfentiment und seiner Gewissensfreiheit ungestört und ungekränkt zu lassen, insonderheit aber auch wegen des Begräbnisses dergleichen Leute auf den ordentlichen Kirchhöfen zum Uergernis und Spektakel der ganzen Stadt unter keinerley Prätext weiter einige Schwürigkeit zu machen. Uebrigens haben Se. Königl. Majestät zu den mehrerwähnten Predigern das gnädigste Vertrauen, daß sie insgesamt nach dieser positiven Ordre sich stricte richten, und durch Hintansetzung derselben Ihnen keinen Anlaß geben werden, sie Dero Unnade durch Statuirung eines eclatanten Exempels empfinden zu lassen.

Vorstehender Befehl werde auch dem Consistorium und der Regierung in Absicht zugesertigt, mit dem Befehl, dahin zu sehen, daß dieser Ordre nicht nur in Stargard, sondern auch aller

Orten auf das genaueste nachgelebt und ein jeder bey seiner Art, Gott zu dienen, so lange dadurch die gemeine Ruhe nicht gestört wird, ungekränkt gelassen werden müsse. Potsdam den 12ten August 1749.

Friederich.

II. Cabinetsbefehl den Krämer Götting zu Grossensalka betreffend.

Daß gedachter Krämer angehalten werde, seine außerhalb Landes gebrachte Tochter wieder herbezuschaffen, ist ganz recht, nur allein muß solches mit gehöriger Behutsamkeit und nicht einmal unter dem Namen, sie von der Hernhutischen Sekte zurückzuhalten, geschehen. Ullermassen überhaupt evitirt werden muß, Leuten, so dieser miserablen Sekte zugethan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel achtete, daß man sie deshalb verfolgte, und sie durch Gewalt von ihren Irrthümern zurückbringen wolle, da die Erfahrung aller Zeiten gelehrt hat, daß wenn Leute, die in die ridiculsten Irrthümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurück gebracht werden sollen, selbige um so viel mehr darin opiniatirt haben, in völligen Fanaticismum verfallen sind, dadurch aber auf die Phantasie gerathen, als ob doch etwas sonderliches unter dergleichen stecken müsse, weil man solche nicht anders als durch
Gewalt

Gewalt reprimiren müsse. Wo hingegen aber, wenn man dergleichen Leute und ihre Sekte meprisirt und gethan hat, als ob sie nicht einmal einiger Attention werth und Leute wären, die eher Mitleid als Haß verdienen, dabey aber nur darauf gesehen hat, daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die andern aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen müssen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämt haben, und entweder selbst zurückgekommen sind, oder doch andern keine Impression gemacht, und keinen weitem Zuwachs noch Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt aufgehört haben.

Nach diesem Principio habt ihr also in obersmel deten und andern dergleichen Vorfällen zu verfahren, auch die Magdeburgische Regierung zu ihrem Verhalten zu instruiren. Potsdam den 7ten August 1750.

Friederich.

IO.

Einige Züge aus dem Charakter der Indianer.

Es giebt Gegenden in Indien, wo die Bewohner so sehr in ihren Begriffen und Fähigkeiten

ten von einander abweichen, daß man sich kaum einbilden sollte, - daß sie zur Race der Menschen gehörten, wenn wir nicht täglich in allen Volksklassen, auch selbst in den am meisten cultivirten und aufgeklärten Nationen, Beyspiele solcher Verschiedenheit fänden. Wer darauf nur einigermaßen aufmerksam seyn will, der schaue um sich her, untersuche und urtheile, und er wird unter seinen Mitbürgern genug Leute finden, die in Ansehung ihrer Geisteskräfte und Einsichten von Manchem unter denen, die wir Wilde nennen, übertroffen werden.

Die eingebornen Einwohner beyder Indien leben mehrentheils im Stande der Natur: ihre Bedürfnisse sind wenige, und dieselbe zu erlangen, ist das einzige, wozu sie sich bilden müssen. Der berühmte Palafox, Bischof zu Puebla hat uns einige naive Züge aufbewahrt, welche auch unsern Lesern nicht mißfallen werden und einen Beweis geben, was die Natur oder der gesunde Menschenverstand auch ohne gelehrte Schulkenntnisse vermag.

Einem spanischen Glockengießer war der Guß einer neuen Glocke mißlungen, so daß der gehörige Ton nicht herausgebracht werden konnte. Ein Indianer, der den Verdruß des Künstlers bemerkte, fragte ihn um die Ursache, und als
dieser

Dieser ihm klagte: die Glocke gebe den Ton nicht, den sie geben sollte, tröstete ihn jener damit, daß er sagte: er solle nur noch eine Zeitlang Geduld haben, die Kinder sprächen ja niemals gleich, wenn sie zur Welt kämen.

Einem andern Indianer war von einem Spanier ein Pferd gestohlen worden. Dieser leugnete den Diebstahl, und behauptete durch einige dazu willig gemachte Zeugen das Eigenthum des Pferdes. Das Pferd, als das *Corpus delicti*, war beim Verhör gegenwärtig; der Indianer riß dem Spanier ohne viele Umstände den Mantel ab und hängte ihn dem Pferde über den Kopf, worauf er in Gegenwart des Richters fragte, an welchem Auge das Pferd blind sey, eine Frage, wovon er behauptete, daß sie der wahre Eigenthümer des Pferdes am richtigsten werde beantworten können. Der Spanier, der sich noch keine Zeit genommen, das Pferd so genau zu untersuchen, und doch auf die Frage nicht stumm bleiben durfte, antwortete: am rechten Auge. — Nun, sagte der Indianer, so ist das hier euer Pferd nicht, denn dieses ist gar nicht blind; welches sich auch bestätigte, als man dem Pferd den Mantel vom Kopf nahm, wodurch also der Spanier des Diebstahls überführt ward, und der Indianer sein Eigenthum wieder erhielt.

Herr Dudley, Gouverneur von Neu-Engelland erzählt noch einen witzigen Zug eines Amerikaners. Dieser stand ganz nackend und sah ganz ruhig der Arbeit an dem neu zu erbauenden Palast des Gouverneurs zu. Dieser fragte ihn, warum er nicht mit arbeitete, um sich auch Kleidung und Geld zu verdienen? Der Indianer gab dem Gouverneur die Frage zurück, indem er erwiderte, warum denn der Herr Gouverneur nicht selbst mitarbeitete? Dieser antwortete: Ich arbeite mit dem Kopf. Wohl, versetzte jener, ich will ein gleiches thun. Kurz nachher trug ihm der Gouverneur auf, ein Kalb zu schlachten, wofür er ihm ein gewisses Stück Geld versprach. Der Indianer brachte das geschlachtete Kalb, aber es war weder ausgenommen noch abgelebert. Zu seiner Entschuldigung sagte er, dieses gehöre nicht mit in den getroffenen Ukord, ihm sey bloß aufgetragen das Kalb zu schlachten, wollte es der Gouverneur auch ausgenommen und abgelebert haben, müsse er dafür besonders bezahlen. Der Gouverneur lachte und ließ sich dieses gefallen. Jetzt gieng der Indianer in ein Wirthshaus, wo er das erhaltene Geld verzehrte, und nun wiederkam mit dem Vorgeben, die Münze sey nicht gangbar gewesen. Der Gouverneur nahm sich die Zeit nicht dieses zu untersuchen, und gab ihm, ohne die vorgeblich ungiebige Münze zurück zu fordern außs neuz die schon vorhin

vorhin bezahlte Summe. Da ihm dieses so gut gelungen war, wollte er den Versuch noch einmal wiederholen, jetzt aber merkte der Gouverneur den Betrug, und mußte ihn strafen. Er schickte ihn also mit einer Ordre an den Zuchtmeister zu Boston der ihm hundert Prügel ertheilen sollte. Er kannte den Inhalt der Ordre nicht, denn der Gouverneur versprach ihm für den Gang eine gehörige Belohnung. Indessen mochte er vielleicht nichts gutes ahnden, denn unterwegs da ihm ein Bedienter des Gouverneurs begegnete, trug er diesem die Bestellung der Depesche auf, welcher diesen Auftrag übernahm, aber auch dafür richtig die Portion Prügel erhielt, weil der Wechsel auf den Ueberbringer gerichtet war. — Einige Zeit nachher fragte ihn der Gouverneur, wie er es hätte wagen können, einen solchen Eulenspiegelstreich auszuführen, worauf er sich damit entschuldigte: Es seye dieses die ersten Versuche seiner Arbeit mit dem Kopf.

In einem gewissen angesehenen europäischen Hofe machte es ein Page, welcher Kirschen genascht hatte, fast eben so. — Ihr Menschenkinder! verkennet es doch nicht, daß ihr alle Brüder und Schwestern seyd, unter welchem Himmelstrich ihr auch wohnen möget.

v. S***.

II.

Ein paar Beyträge zur Naturgeschichte.

I. Der Bubaß.

So heißt ein kleines niedliches Creatürchen, welches freylich am Niederrhein wenig bekannt, aber darum doch nicht minder merkwürdig ist. Wer in Gesellschaften bloß von seinen häuslichen Geschäften sprechen wollte, würde gar bald Langeweile verursachen, und der Stof zur Unterhaltung muß eben sowohl öfters aus der Fremde gehohlet werden, als andere zur Nahrung und zum Vergnügen dienende Producte. Jetzt wollen wir unsere Lesern einige Augenblicke mit dem Bubaß unterhalten! Der Stadtschreiber Klein in Danzig giebt davon folgende Beschreibung: Es ist ein Nasenähnliches Thierchen, in seiner Jugend roth und im Alter schwarz von Haaren; diese sind borstenartig, die Pfoten sind kurz, der Kopf ist klein, die Nase gespalten, unter derselben sind hervorstehende Haare wie bey den Katzen. Die Rußbeißer des Bubaßs gleichen denen des Eichhörchens; seine Stimme ist rauh und nichts weniger als melodisch. Im natürlichen Zustand nähret er sich mit Kräutern, Wurzeln und Würmern, sonst aber durch Gefangenschaft

gesellschaft in menschliche Gesellschaften eingezwängt, nimmt er mit Brodt, Milch, Fleisch und andern Delicateßen vorlieb; Von Wintercampagnen ist er kein Liebhaber, sondern beziehet schon frühe bey dem Eintritt des Herbstes seine unterirdische Winterquartire, wo dieses Thier bis ins Frühjahr ausgebrecht auf Stroh sinnlos ruhet und nach Manier des Bruder Dachs sich nähret.

Nach der Erzählung des Cardinals Polignac leben die rotthe und schwarzfarbige Zubacks in beständiger Fehde mit einander, und verdammen ihre gefangenen Feinde zu allerhand Dienstleistungen, z. B. bey Herbenschaffung ihrer Winterbedürfnisse dienen ihnen solche statt der Wagen oder Schlitten. Der gefangene Zuback wird auf den Rücken geworfen, und muß dann zwischen seinen Pfoten, Stroh, Heu und andere Bedürfnisse auffassen, und sich so von seinem Ueberwinder bey dem Schwanz nach den Vorraths-Kellern hinschleppen lassen. Hiezu gehört gewiß eine Art von Ueberlegung, wenigstens etwas mehr als Instinkt.

II. Das Seemannchen.

Von Sirenen und andern den Menschenkindern ähnlichen Bewohnern der Gewässer werden
unfre

unsre Leser schon wohl öfter gehört oder gelesen haben. Aber nicht eine Creatur von oben Menschenartig gestaltet und hinten mit einem Fischschwanz versehen, sondern ein ganz anderes Männchen soll jetzt die Ehre haben, sich mit unsren werthen Lesern bekannt zu machen.

Eine alte englische Chronik meldet, daß im 6ten Jahr der Regierung Königs Johann von Engelland die Grefordschen Fischer in der Provinz Suffolck in ihren Netzen ein Creatürchen fingen, welches vollkommen wie ein Adamskind gebildet war. Die Glieder waren verhältnismäßig schön, glatt von Haut und auch nur da, wo andre Menschen Haare haben, damit versehen, nur nicht in der Menge, wie der Jägermeister Esau; sonderbar war es, daß seine Scheitel ganz kahl war, und die Barthaare strotzten wie Schweinsborsten; In seiner Gefangenschaft nahm er mit allem Vorlieb, was man ihm vorsezte, es mochte roh oder zugerichtet seyn. Bey rohen Fischen drückte er vor dem Genuß alle Feuchtigkeit aus. Niemals hat dieses Seemännchen einen Laut von sich gegeben, selbst als man es durch das grausame Mittel dazu zwingen wollte, daß man es an die Beine aufhieng und peitschte, blieb es stumm. Zuweilen wurde er nach dem Hafen geführt, um sich seines Elements zu freuen, da dann der Bezirk mit dreysachen

fachen Nezen wohl eingeschlossen warb. Einigemahl kam er von selbst zurück, endlich aber des Gaukelns müde, schlüpfte er nach einem zwey Monat langen Aufenthalt, den er unter den Erdenhöhlen zugebracht hatte, unter den Nezen durch, kam ins große Weltmeer zurück, und ließ sich nicht wieder sehen, sondern erzählte vermuthlich seiner Nation von den Menschen auf der Erde mehr, als Vater Kirchner und Nicolaus Klim von den Bewohnern der Unterwelt und den Planeten.

v. S***

12.

Der Abbee Bartholotti.

Am 15ten December vorigen Jahrs starb zu Prag der Abbé J. N. Bartholotti, Kaysersl Königlich zweyter Bibliothekar an der dortigen berühmten Universitäts- Bibliothek. Ein Mann, der nach seinem Tode durch sein sonderbares Testament und seine auf sich selbst gefertigte Grabschrift mehr als im ganzen Leben von sich reden machte. Die letztere ist folgende:

Hic jacet ignorantia, superstitionis et intolerantia
Vindobonensis nec non cabbalistici victima natura-
lismi et Jesuitismi, Bartholozzius, Exprofessor, Ex-
censor

cenfor, Expaulinus, Exbibliothecarius et Exhomo. A.
MDCCLXXXVIII. ætate LVIII.

Denen von unsren Lesern zu gefallen, die der lateinischen Sprache nicht kundig sind, fügen wir diese so viel als möglich wörtliche Uebersetzung hinzu:

Hier liegt Bartholotti, ein Schlachtopfer der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Intoleranz von Wien, imgleichen der Cabbalistik des Naturalismus, und des Jesuitismus, ein Exprofessor, Excensor, Expauliner, Exbibliothekar und Exmensch. Im Jahr 1789. Seines Alters 59.

Er war nemlich anfangs Pauliner Mönch, und im Orden Professor der Thomistischen Philosophie, dann der Dogmatik zu Wienerisch Neustadt. 1774 nach Aufhebung der Jesuiten war er öffentlicher Professor der Dogmatik zu Görz, musste aber sein Amt geschwächter Gesundheit halber niederlegen. 1779 ward er theologischer Censor zu Wien und 1782 zweiter R. R. Bibliothekar zu Prag. Unter verschiedenen sehr mittelmäßigen theologischen Schriften zeichnete doch eine: Tr. de Tolerantia cum theologica tunc politica receptarum in Imp. Rom. Religionum, die er grade zur Zeit des Toleranz. Edicts herausgab, sich ziemlich aus, und machte in seinem Wirkungsfreis einige Sensation. Als Bibliothekar und Gelehrter war er von sehr mäßigem Verdienst.

In seinem Testament vermachte er einem Schafner zwey Gulden, daß er ihm einen Wachholderstrauch aufs Grab setzte, und dem ärmsten ältesten Priester in Prag zwey Gulden für eine Messe, die aber zum Dank gelesen werde sollte, denn in übriger Rücksicht verlasse er sich auf Gottes Güte. Seinen Testaments-Executoren befahl er noch einige bittere gegen alte Gegner aufgesetzte Schriften drucken zu lassen. Andre sonderbare Punkte zu geschweigen.

13.

Aus dem Tagebuch eines Frauenzimmers.
Einige Gedanken.

Es giebt Personen, denen das Unglück so zur Gewohnheit geworden ist, daß sie noch selbst dann, wenn es aufgehört hat, sie zu bestürmen, doch immer noch gleichsam die Falten davon behalten. Ihre Seele, immer nur mit Tübfaleten genährt, ist gegen alle Eindrücke, außer gegen die Eindrücke des Schmerzens unempfindlich geworden; nirgends findet das Vergnügen mehr Eingang in dieselbe; es scheint, als wenn sie sogar die Fähigkeit zu angenehmen Empfindungen verlohren hätte. Sie ist einer verwelkten Blume gleich, die die Sonne vergeblich mit ihren Strahlen erwärmet.

Deffers

* * *

Desters erhebt man die guten Eigenschaften gewisser Personen zu sehr, oder schreibt ihnen solche zu, die sie nicht haben, um durch diese verstellte Aufrichtigkeit das Recht zu erlangen, die guten Eigenschaften, die sie wirklich haben, bey andern herab zu würdigen, oder sie ihnen wohl gar abzusprechen, ohne deswegen in den Verdacht der Eifersucht zu kommen.

* * *

Die lustigsten Menschen sind nicht immer die glücklichsten. Die große Fröhlichkeit setzt in der Seele eine allzuheftige Bewegung voraus, als daß sie ein Zeichen der Zufriedenheit seyn kann. Das Glück lächelt nur, aber es lacht sehr wenig.

* * *

Das Unrecht, das man gehabt hat, gesteht man ein, aber man läugnet dasjenige, was man wirklich hat. Eben so erzählt man die Uebel, die man erduldet hat, und verbirgt diejenigen, die man wirklich erduldet.

* * *

Triphile wird als ein Mann von Verstand angemeldet. Er kommt — Das ist ein Mann von Verstand. — Wenn man ihn als einen Narren angekündigt hätte, so würde man ihn auch als einen Narren gefunden haben. Denn Triphile hat grade so viel Verstand, als er braucht, um die erstere Behauptung von ihm zu unterstützen; aber er hat zu wenig, um die letztere zu vernichten.

12. Der Abbee Bartholotti.	Seite 269
13. Aus dem Tagebuch eines Frauenzimmers Einige Gedanken.	271

Nachricht.

Ben Bok und Decker hat die Presse verlassen: Oeuvres de Frédéric II publiées du vivant de l'auteur, 4 Tomes Berlin 1789 à 6 Rthlr. In eben dem Format und Druck wie die Oeuvres posthumes in 15 Tom. Diese 4 starken Bände enthalten: Memoires de Brandebourg, nach einem stark verbesserten Exemplar abgedruckt; Antimachiavel; Melanges philosophiques & litteraires a) sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois; b) sur les satiriques & sur les libelles; c) Discours sur la guerre; d) Essai sur l'amour propre; e) Examen de l'essai sur les préjugés; f) sur l'éducation; g) Dialogue de morale; h) sur l'utilité des sciences; i) Lettres sur l'amour de la patrie; k) sur la littérature allemande; Eloges: a) de Jordan; b) de Golze; c) de Knobelsdorf; d) de la Mettrie; e) de Stül: f) du Prince Henri de Prusse; g) de Voltaire. Pièces militaires: a) Instruction militaire aux généraux; b) Reflexion sur Charles XII; c) sur la marche des armées; d) Instruction pour la direction de l'Académie des Nobles à Berlin. Poesies. Viele dieser Aufsätze sind so gut als ganz neu, da sie zwar schon gedruckt, aber nicht ins Publikum gekommen waren. Die deutsche Uebersetzung wird bald nach der Ostermesse erscheinen.

Unter dem Druckort Cöln ist auch vor Kurzem in 2 Bänden erschienen: Supplément aux Oeuvres posthumes de Frédéric II. Roi de Prusse. Pour servir de suite à l'édition de Berlin. Contenant plusieurs pièces qu'on attribue à cet illustre auteur. Die Besitzer der berliner achten Ausgabe von den Oeuvres posth. &c erhalten hier einen Nachtrag, durch den die sogenannten Oeuvres posthumes, die in der Schweiz sehr fehlerhaft herausgekommen sind, völlig überflüssig gemacht

werden, und der noch verschiedenes enthält, das bisher ungedruckt gewesen ist. Der Inhalt ist folgender: le Palladion, ein komisches Heldengedicht in 6 Gesängen; La guerre des Confédérés, ebenfalls in 6 Gesängen, und mit einer vorangeschickten Dedicaton an den Pabst. Man ist auf dieses bisher noch ungedruckte Werk schon durch das neugierig geworden, was der König in seinen Briefen an Voltaire darüber sagt. Pièces diverses: a) Epitre à Milord Baltimore; b) Vers d'un poëte, natif de Taillebostel, sur l'invasion des François; c) aux Ecraseurs; d) congé de l'armée des cercles & des tonneliers; e) au Marquis d'Argens; f) la Choiseullade facerie; g) Louis XV aux champs élysées; h) six Epigrammes; i) Epitaphe de Voltaire, unter denen sich verschiedene Stücke aus dem siebenjährigen Krieg befinden. Tantale en proces, Comédie; eine Satyre auf Voltaire, zu der Zeit geschrieben, als er in Potsdam lebte. Dieser Comödie ist noch angehängt: Portrait de Voltaire, aus dem Jahren 1756. Dann folgt: l'Ecole du monde, Comédie en 3 actes; eine von den frühern Arbeiten des Königs. Den Beschluß des ersten Bandes macht: Commentaire théologique de Don Calmet sur Barbe-Bleue, welches hier im Original zuerst erscheint, obgleich schon eine deutsche Uebersetzung davon gedruckt gewesen ist. Der zweyte Band enthält: 1) Pensées sur la religion. 2) Eine beträchtliche Anzahl von Briefen an Voltaire, unter denen auch sehr merkwürdige Handbills aus den Jahren 1750 bis 1752 vorkommen. 3) Lettres du Roi à Darget 4) Lettres à *** aus dem Jahr 1740. Format und Druck dieser Supplemente ist der berliner Ausgabe der Oeuvres posth. gleich. Die deutsche Uebersetzung wird nächstens herauskommen.

Auf obige Werke Französisch und Deutsch, kann bey mir pränumerirt werden, wer auf 10 Exemplare pränumerirt, erhält das 11te frey, ohne baare Vorauszahlung wird aber keine Pränumeration angenommen.

Franz Jacob Röder,